Nebraska Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 27. | Grand Island, Nebr., 31. Mai 1907. (Zweiter Theil.) | Nummer 40.

Die Nacht.

Geheimnißvoll mit ihren Schwingen
Naht nun die kühle, dunkle Nacht.
Verstummt ist all der Vöglein Singen,
Für sie ist auch der Tag vollbracht.

Welch süßer Friede deckt die Augen
Mit all den süßen Träumen zu;
Wohin mein Blick so spät mag schauen,
Liegt alles schon in stiller Ruh.

Nur an dem Himmel hoch dort oben
Viel Sternlein glänzen wunderbar.
Von feenhaftem Schein umwoben,
So leuchten sie von Jahr zu Jahr.

Frühlingsglaube.

Novelleite von Käthe Lubowski

Es war lange her, daß der letzte Verehrer zu Gabriele Rienfeld gesagt hatte:

„Wozu brauchen wir den Frühling, wenn Sie lächeln, gnädiges Fräulein? Lächeln Sie also gütigst!"

Jetzt kannte man sie nur mit dem schwermüthigen, dunkeln Blick, den die Erwachsenen „hochmüthig" und die Kinder „langweilig" fanden. Es war alles so anders in ihrem Leben geworden. Und wenn auch die Welt mit der größten Anzahl ihrer Bewohner starr an dem alten System der Eintheilung in die vier Jahreszeiten festhielt ... sie wußte längst, daß es in Wahrheit deren nur eine gab: einen bitterkalten, sonnenarmen Winter, der erfrieren ließ, was kein Heim besaß.

Sie war auch heimathlos.

Als sie ihren schönen, lustigen Vater nach der letzten Besichtigung todt ins Haus gebracht hatten, stellten sich Leute genug ein, um nach ihr zu sehen. Seltsame Leute ...

Sie trugen weder Kranz noch Kreuz in den Händen, sondern weiße, engbeschriebene Papiere ... Rechnungen und Wechsel!

Gabriele hatte nur die Hand dagegen erhoben.

„Nicht so laut, bitte! Da drinnen schläft er ja ..."

Da waren sie, von der unüberwindlichen Majestät des Todes besiegt, fortgeschlichen, um wieder zu kommen, sobald er sein letztes, stilles Quartier bezogen hatte.

Ihr selbst blieb nichts übrig, als irgend eine Stelle zu suchen.

„Sehr ehrenwerth, daß sie sich mit ihren reichen Gaben nicht zu gut für derartiges hält," sagten die Mütter ihrer bisherigen Freundinnen und ... luden sie nicht mehr zu sich ins Haus ein, nachdem es feststand, daß sie zu Konsul Bodmers vier Jungen als ... Bonne ging.

Sie war darüber fortgekommen, wie über die Demüthigungen, die ihr der neue Lebensabschnitt reichlich brachte. Kinderherzen sind leicht zu erobern, wenn man nur den rechten Zündstoff auswirft. Auch das unbewußt Grausame ihrer Ehrlichkeit kann ihnen langsam zum Verständniß gebracht werden. Es waren frische, geweckte Buben, die sie zu hüten hatte, weit über ihr Alter hinaus gereift.

„Wenn die Väter Schulden machen, müssen die Kinder verdienen," sagte Bob, der Aelteste, eines Tages während des Mittagspazierganges altklug. „Und Mutter sagt, Bücher schreiben ist keine Kunst .... bloß sie los zu werden", plauderte Walter, der Jüngste, gedankenlos nach.

Gabriele rang in dem kostbaren Pelzmuff, von dem sie sich nicht hatte trennen mögen, die feinen Hände.

Wir hart und achtlos die Knaben das kleine, weißgepelzte Lamm aus Holz über das blanke Eis der Gartenwege schleiften.

Ein Lamm? Es war ja ihr Herz! Fein rieselte die rothe Leine gleich einer schmalen Blutspur bis zu den Kinderhänden. Sie marterten es zu viel. Bücher schreiben .... Sie nickte .....

Einst hatte sie es gethan. Ihre kleinen, sonnigen Märchen herausgegeben. Vielleicht hatte der Vater auch zugezahlt. Sie wußte das nicht. Der Verleger wohnte mit ihnen in demselben Haus. Er hatte entzückende Kinder, die sich gern von Gabriele in die seidenweichen Fäden ihrer Erzählungen hatten einspinnen lassen.

Gekauft hatte es niemand, wie der Verleger lachend sagte.

Den Damen im Korps schenkte sie es eben. Und wer hatte außer ihnen noch ein Interesse daran. — — Der Wind fuhr heute keck und scharf um die Ecken. Die Bäume zeigten nicht die trostlose Kahlheit des Winters. Reich mit den leichten, wolligen Gebilden einer furchtbaren Rauhreifnacht geschmückt, standen sie am Wege. Es war alles kalt und todt. Sie hob die Hand zum Herzen und wunderte sich, daß es noch so laut und bewußt schlug. — Mitten im Gange lag ein steifes, todtes Vöglein. Die Knaben hoben es neugierig auf. Sie schoben ihre Finger in seine schmerzverzogenen Krallen, daß es erschien, als sitze es zutraulich auf ihrer Hand.

Gabriele entriß es ihnen mit Ungestüm.

„Mit todten Wesen spielt man nicht", tadelte sie streng. „Das muß euch heilig sein!" Die Kinder verstanden den tiefen Sinn ihrer Rede nicht. Sie liefen eng aneinander geschmiegt, davon und klagten ihren Eltern, „daß mit dem Fräulein wirklich nichts anzufangen sei."

„Ich möchte ihr am liebsten kündigen", sagte an dem nämlichen Abend der Konsul Bodmer ärgerlich zu seiner Frau. „Sie ist zu altjüngferlich und verbissen. Es mag ja sein, daß das Unglück sie dazu gemacht hat; aber die Kinder sollen nicht darunter leiden."

„Habe noch ein wenig Geduld mit ihr!" schmeichelte Frau Bodmer. „Wir wollen erst abwarten, wie sie sich mit Kurtchen versteht."

Am nächsten Tage erfuhr Gabriele Rienfeld, daß Bodmers noch einen fünften Knaben hatten. Ein Schattenkind, das sie in Zukunft zu warten habe, während ihre bisherigen Zöglinge dem Schutze einer jungen Französin übergeben wurden. Sie freute sich auf dieses Kind.

Kurt Bodmer war ein zartes Jüngelchen mit übergroßen klugen Augen. Das Ungestüm der Brüder ängstigte ihn beständig. Er krampfte die langfingerigen, gelblichen Hände in die seidene Decke, so oft sie an ihm vorübertollten, und zog die spitzen Schultern ängstlich hoch. An Gabriele schloß er sich in dem Augenblick des Sehens an. Das schlanke Mädchen saß den ganzen Tag neben dem eleganten Krankenstühlchen und erzählte unermüdlich Märchen. Aber sie wuchsen alle in einem finsteren Walde, den die Sonne nicht finden konnte, und wer ihnen aufmerksam lauschte, fror bis ins innerste Mark.

Auch der kranke Knabe mit den gläubig lauschenden Augen spürte ihre Kälte und den Hauch des freudlosen Winters.

„Ich hatte ein Buch", sagte er ganz geheimnißvoll, in dem Bestreben, ihr nicht weh zu thun, „mit sehr schönen Märchen, Fräulein. Wenn ich mich nur besinnen könnte, wo es geblieben ist. Daraus haben sie mir alle vorgelesen. Einmal sogar mein Professor. Es war lauter Frühling drin. Wenn wir bloß das feine Buch finden könnten!"

„Es giebt keinen Frühling", sagte sie bitter, „für uns beide nicht!"

Er wagte nicht zu widersprechen. Halb verlegen erzählte er weiter: „Und mein Professor sagte, wer das geschrieben hat, muß ein richtiges Sonnenkind sein und alle Leute warm machen."

„So .... weißt du denn vielleicht, wer das Buch geschrieben hat?"

„Nein", sagte er beschämt, „das weiß ich nicht!" —

Kurtchen hatte einen bösen Rückfall gehabt. Heftige Krämpfe erschütterten seinen dürftigen Körper. Er war sehr schwach. Für übermorgen hatte der Professor seinen Besuch angekündigt. Der Kranke nahm die Kunde mit sichtlicher Freude entgegen.

„Schreib' ihm, er soll mein Märchenbuch mitbringen, Fräulein Gabriele. Jetzt weiß ich ganz bestimmt, daß er es in seine Manteltasche gesteckt hat und mit sich nach Hause genommen, um weiter darin zu lesen!"

„Das geht nicht, Kurtchen. Siehst du, ein so großer Mann hat dafür keine Gedanken."

„Doch ..... er hat sie wirklich! Thu es doch! Bitte, bitte!"

In diesem Augenblick trat Frau Bodmer in die Kinderstube und ließ sich seine Bitte erklären.

„Du sollst es ganz gewiß haben", versprach sie. „Ich werde dem Professor ausführlich telegraphiren." —

Professor Rote gab wenig Hoffnung.

„Nur der größte Arzt da oben kann wissen, wie lange noch, gnädige Frau", sagte er achselzuckend.

Kurtchen fühlte sich heute wohler denn je. Er hielt mit beiden Händen sein wiedererlangtes, geliebtes Märchenbuch und sagte mit ergreifendem Flehen: „Herr Professor, bitte, lies mir dies Märchen noch mal vor. Ich habe es schon aufgeschlagen. „Als der Frühling kam ..." Du kennst es doch noch?"

Frau Bodmer wollte es auf keinen Fall dulden. Aber der ernste Mann meinte mit gütigem Lächeln:

„Wie könnte ich die Zeit bis zu meiner Abreise wohl besser ausfüllen."

So ließ sie ihn wohl scheinbar gewähren, um nach wenigen Minuten Gabriele zu senden, die ihn zu einem Imbiß bitten sollte.

Die drückte so leise die Thür auf, daß die beiden Eifrigen ihr Nahen nicht hörten. Nun stand sie auf der Schwelle und hielt den Athem an

Die sonore Stimme des großen Mannes schwebte wie eine sanfte Zärtlichkeit zu ihr.

„..... und die Menschen weinten vor Kälte und begehrten zu sterben wie die dahingegangenen Blumen ..."

Sie konnte nicht vorwärts. Ihre Knie wankten. In ihren Augen lag das ganze Weh der letzten Jahre. Und die Männerstimme erklang noch weicher und tröstlicher denn zuvor.

„..... da kam die Fee und sagte ihnen, warum das so sein müsse ... nämlich damit sie nachher mit voller Seele an den Frühling zu glauben vermöchten ...." Da fand sie ihre Bewegungsfreiheit wieder. Mit einem Schrei stürzte sie an das Krankenlager. Ihr starrer Winterschmerz barst in diesem Augenblick.

„Mein Buch", stammelte sie fassungslos, „geschrieben .... wie ich noch .... glücklich war ....."

Der große Mann war aufgestanden und sah mit räthselhaftem Ausdruck zu ihr hin. Mit dem unendlich feinen Verständniß des Arztes ..... der Neugier des Menschen .... und dem Hoffen eines Wintermüden .....

„Von Ihnen geschrieben", sagte er leise .... wie sonderbar, ... ich habe mir oft gewünscht, Sie Auge in Auge zu sehen ...."

Sie reichten sich, von einem gleichen Gefühl der Wärme getrieben, die Hände. Der kleine Kranke strahlte, ... und ahnte doch nicht einmal, daß zwei Menschenherzen, die über der langen Nacht des Sterbens den kurzen Tag ihres eigenen Lebens vergessen hatten, langsam aus starrem Winterschlaf zum knospenden, sonnigen Frühlingsglauben erwachen wollten ...

Als Kammerkätzchen.

Humoreske von Anna Pawlitschek.

Frau Lili Günther wühlte unter den eingeschickten Stoffproben. Ihr Gatte hatte die Beschaffung eines jener spinnwebdünnen Gewebe für eine Gesellschaftstoilette bewilligt; — jetzt galt es, die zu dem zarten Blond der jungen Frau am besten passende Farbe herauszufinden. Endlich hatte sie sich für einen Hauch von Malventon entschieden. Nun ein Pröbchen geschnitten ... Ein paar Zeilen dazu — und alles in ein Kouvert.

So.

Geschehen wars.

Der Gatte saß schon eine ganze Weile allein auf der Terrasse. Und Herren werden so leicht ungeduldig ..

Also flott nur der Mina geklingelt, daß sie das Brieflein besorge.

Doch die Mina kommt nicht ...

Ein paar Minuten vergehen —

Frau Lili wird ärgerlich

Sie eilt ins Dienstbotenzimmer. Richtig wieder ausgeflogen. Wie jetzt des Oefteren nach dem Abendessen. Das muß anders werden.

Ja, was aber jetzt mit dem Briefe? Er soll unbedingt heute noch fort. Dann kann in drei bis vier Tagen der Stoff hier sein und die Toilette zum Pfingstfest noch fertig werden.

Da erwacht in Frau Günther ein Gedanke: Sie selbst wird den Brief in den Kasten werfen. Er ist ja gleich da drüben an der Ecke.

Indeß, ist das auch gerathen?

Zwar, spät ist's ja noch nicht. Aber doch — so allein. Es wäre ihrem Gatten sicher nicht recht.

Und schon will sie die ganze Sache auf morgen verschieben.

Da fällt ihr Auge auf Minas schwarze Lüsterschürze und auf das schneeweiße, frisch getollte Maschengesteck, das Abzeichen der Dienstmädchen aus gutem Hause; — da liegen die beiden Gegenstände, wie das Mädchen sie vor ihrem Privatanzug eiligst abgelegt hat; — da liegen sie — förmlich zur Benutzung herausfordernd. —

Und kurz entschlossen greift Frau Lili danach. Die Schürze ist für ihre schlanke Figur etwas zu weit, sie reicht hinten ein gut Stück übereinander, aber das Häubchen sitzt in dem hochgepufften Blondhaar ganz reizend ...

Und nun wagt Frau Lili den kurzen Gang im Dämmerduntel ganz unbedenklich. Jeder, der ihr jetzt allenfalls begegnet, sieht in ihr nichts anderes, als einen dienstbaren Geist und für einen solchen ist ein Ausgang um diese Zeit nichts Besonderes.

Lächelnd über sich selbst und ihre Verkleidung wagt sie sich auf den Weg.

Der Kitzel des kleinen Abenteuers ist ihr gar nicht so unangenehm.

Alles läuft glatt.

Auf der Hintertreppe und im Hofe begegnet ihr Niemand. Auch auf dem Trottoir bleibt sie — bis auf einiges Angestarrtwerden seitens ein paar junger Leute — im übrigen unbehelligt. Jetzt noch über die Straße hinüber — dort an der Ecke beim Krämer blinkt schon der schwarz-gelbe Kasten — noch dorthin und alles ist gewonnen.

Doch — halt!

So in der Eile des Zusammenfaltens ... wie wär's, wenn das spinnwebdünne Stoffflecken nun vom Briefbogen weggeflattert wäre, wenn der Bestellbrief ohne Musterprobe an das große Waarenhaus käme ... ?

Der Athem stockte der jungen Frau bei dieser für sie so fürchterlichne Vorstellung.

Vorsichtig zieht sie den Brief aus der Tasche und betastet ihn prüfend.

Doch wie hätte man einen solchen Hauch von Stoff zwischen den Papieren hindurchfühlen können?

Jetzt flammt das erste Gaslicht auf ... Vielleicht geht es so ... Und forschend hält Frau Lili das Brieflein dagegen.

Doch auch auf diese Art ist nichts zu entdecken.

Ja — da bleibt nichts Anderes übrig, als den Brief nochmals zu öffnen. Er ist ja zum Glück nur geklebt und dürfte schon ganz fest getrocknet sein.

Und Frau Lili tritt in den Schatten einer Hausthür, um mit zitternden Fingern und mit Hilfe einer Haarnadel den Kouvertdeckel unter größter Vorsicht abzuheben.

Es gelingt über Erwarten ...

Doch in dem Augenblick geschieht etwas — und das ist gegen alles Erwarten. Eine breite, feste Tatze legt sich auf Frau Lilis Händchen und eine barsche Stimme ruft: „Halt, Fräulein, wie heißen's denn?"

Frau Lili ist zu Tode erschrocken! Ein Wachmann, eine Polizeiperson, die ihren Namen verlangt. Was soll sie sagen? Frau Günther? — unmöglich! Dem widerspricht die Schürze und das Häubchen. Also — ? — Ja, da bleibt nichts Anderes übrig ... hilft, was helfen kann! Uebrigens — so schlimm wird es wohl nicht werden, hat sie doch nichts angestellt. Und mit erzwungener Festigkeit stammeln ihre bebenden Lippen: „Mina Langer, Hausmädchen bei Professor Günther."

„So. Und was machen's denn da mit dem Brief? Wem gehört denn der?! Schon die ganze Zeit schau ich Ihnen zu, wie S' an dem Brief rumschnüffeln —"

„Der Brief? — Der Brief, der gehört mir."

„So? No, das wer'n m'r ja gleich amal sehen."

Und er entfaltete mit großer Umständlichkeit das Blatt, dem der malvenfarbene Hauch entflatterte. Sie fing ihn auf. Er aber las — las bis zur Unterschrift: Lili Günther, Professorsgattin — —

„Na, kurios, gehört er Ihnen, der Brief!" — — Dann ein Blick in Frau Lilis tieferschockene Augen. — Und ein menschlich Rühren faßte den Mann der Ordnung. „Na ja," setzte er in weicherem Tone hinzu, „aber 'raus g'nommen ham's ja grad nix, 's war halt wohl nur Neugierde bei dem Fräul'n, was?" — und er riskirte einen zärtlichen Kniff unters Kinn.

Frau Lili war empört. Im Nu hatte der Mann ein festes auf der Hand.

„Da schau mir einer! So schlagfertig? Das lassen's nur schön bleiben! Denn eigentlich —. Wenn mir nicht leid thät um so a hübsches Schnaber! — —."

„Genug —. Thun Sie, was Sie müssen. Aber Ihre Bemerkungen sparen Sie sich. Und vor allem rühren Sie mich nicht wieder an. Das könnte Sie theuer zu stehen kommen!"

„Ja — ? Na — jetzt fürcht' ich mich aber —!" höhnte der Gewaltige, aber es war nur gutmüthiger Spott.

Frau Lili hatte eben ganz ersichtlich Eindruck auf ihn gemacht und eine ziemlich nutzbringende Eroberung zu verzeichnen.

Indeß ihr fehlte vorderhand noch alle Stimmung für die Komik sowohl wie für die Opportunität der Situation —. Sie hätte nur fort mögen — fort um jeden Preis.

Doch damit wars vorderhand noch nichts ...

„Ja, da könnt a jeder kommen!" brummte der Polizist gutgelaunt. „Jetzt müß' m'r doch erst 's Brieferl wieder schön zupicken ... wo hat denn die Fräulein 's Proberl? ... Das wird auch was G'scheites sein so a Fetzerl, was die Gnädige sich da bestellt hat, gelt ja?"

Und er nahm dem vermeintlichen „Mädchen für Alles" die Probe aus den zitternden Händen, brachte alles in Richtigkeit und warf den Brief an ihrerstatt in den Kasten. „Alsdann, jetz' geh'n mir," sagt er, als ob es sich von selbst verstünde, daß er seine neue Bekannte begleite.

Um Aufsehen zu vermeiden, fügte sich Frau Lili. Stumm, gesenkten Hauptes schritt sie neben dem Manne einher. Sie hörte, daß er ihr Schönheiten sagte und daß er sie bat, am Sonntag mit ihm spazieren zu gehen.

Sie gab keine Antwort.

Und als sie am Garten ihres Hauses angekommen war, athmete sie auf wie erlöst. — — Ohne Abschied huschte sie hinein.

„Sie hören schon noch von mir!" rief der Polizist hinter ihr drein.

Das war eine nette Geschichte, die sie sich da eingebrockt hatte! — Beinahe wäre sie verhaftet worden! Und nur ihr jugendfrisches Gesicht und die Verliebtheit des Wachmannes hatten sie davor bewahrt. — Und nun seine letzten Worte, — was hatten die zu bedeuten?!

Gott, wenn sie alles ungeschehen machen könnte! Was war ihr auch nur eingefallen, sich so zu verkleiden —? Und voll Zorn warf sie Häubchen und Schürze in Minas Stube. Das Mädchen war noch immer nicht wieder da. So eine Herumlauferin — —! Na warte, morgen bekam die aber ihr Theil!

— — — — — — — — — — — —

Doch das „Morgen" kam — aber es brachte keine Strafe für die unverläßliche Mina. Man war noch froh, daß man sie überhaupt hatte. Denn nach all der überstandenen Aufregung, die Frau Lili selbst ihrem Gatten nicht bekannt hatte, fühlte sie sich ganz elend. Sie war nicht krank, eigentlich. Dennoch litt sie in stummer Qual.

Im Hause kümmerte sie sich um nichts und alles ruhte jetzt auf Minas gottlob recht breiten Schultern.

Der Gatte war verzweifelt.

Er forschte nach der Ursache des Uebels, doch Frau Lili schwieg.

Er wollte seine Frau zerstreuen, an die Luft führen, doch sie lehnte alles wortlos ab.

Der Stoff kam an — sie sah nicht hin.

Er wurde verarbeitet. — Es war eine Wolke — ein Gedicht, dies neue Kleid — sie sagte kein Wort.

Müd schlich sie im Hause umher.

— — — — — — — — — — — —

Da eines Tages wurde dem Professor ein Wachmann gemeldet.

Befremdet führte er ihn in die Studierstube. Und dort steuerte der Mann dann geradeaus auf sein Ziel los ... Er liebe das Stubenmädchen, oder was sie sonst im Hause wäre, die Mina Langer, und er sei ein ehrlicher Mann und bewerbe sich, wie sichs ziemt, bei ihrem Dienstgeber um ihre Hand.

Das war ja soweit ganz schön und Herr Günther konnte diese „ehrliche Absicht" nur loben. Indeß auch er war ein ehrlicher Mann und so mußte er den andern darauf aufmerksam machen, daß die Mina, wohl recht gewandt und fleißig, — in punkto Solidität aber durchaus nicht von gänzlich wünschenswerther Einwandfreiheit leuchte — —.

Da lächelte der Mann der öffentlichen Sicherheit nur überlegen und meinte, er wisse besser Bescheid. Seit vierzehn Tagen beobachte er das Haus — : „sie" ließe sich nirgends blicken; — weder bei Tage noch zur Abendzeit.

Der Professor fand das seltsam. Na, aber Verliebte sind halt allerorten blind.

Und achselzuckend schritt Herr Günther zum Taster. Srrr ... ging es durch's Haus ... eine Thür wurde — nicht eben sanft — auf- und zugemacht — : Die Mina stand im Zimmer ...

Herr Günther machte eine einladende Handbewgeung und dachte nun nicht anders, als der feurige Bewerber werde sein Arme öffnen —

Doch nichts dergleichen geschah.

Der Polizist stand unbeweglich da.

„Nun — ?" meinte Herr Günther endlich.

Auch die Mina blickte erwartungsvoll drein ...

Der Polizeimann lächelte blöd —

„Ja also, was soll's denn?" fuhr ihn endlich der Hausherr an. „Ich denke, Sie lieben das Mädchen — so sagten Sie doch eben ... Oder wollen Sie sich vielleicht in ihrem Zimmer mit ihr aussprechen — ? und abermals eine einladende Handbewegung.

Doch der Schutzmann wurde nur immer mehr verlegen: „Verzeihen der Herr," meinte er endilch, „die will ich ja gar nicht —"

„Der Flegel!" schreit die Mina laut auf und stürzt hinaus ...

Auf dem Flur begegnet sie ihrer Herrin ... Weinend stammelt sie unzusammenhängende Worte hervor ... Frau Lili findet keinen Sinn heraus. Die arme Frau Lili, sie ist so nervös, so angegriffefn, — und nun so eine Szene —.

Sie muß doch bei ihrem Manne fragen, was es eigentlich gegeben hat.

Und mit ihrer müden Grazie tritt sie, im Hauskleid mit der Lüsterschürze, ein kokettes Häubchen auf den Locken, bei dem Gatten ein. —

Doch sowie sie den Wachmann gewahrt, stößt sie einen Schrei aus — — und hilflos starren ihre blauen Augen in den Raum ...

Der Schutzmann aber tritt fest und ehrlich auf sie zu, faßt sie derb bei der Hand und sagt: „Die ist's, die mag ich leiden — ich glaub', sie wird auch längst schon drauf gewartet haben, daß ich komme und red' —"

Der Professor weiß nicht, soll er schreien, toben, — oder soll er lachen.

Endlich entschließt er sich zu Letzterem. Er geht auf den Mann zu und sagt nicht eben unfreundlich: „Da liegt wohl ein Mißverständniß vor. Denn diese Dame können Sie — und auch kein anderer mehr! — haben — denn das ist meine Frau."

Nun ist die Reihe, verblüfft zu sein, am Schutzmann. Doch man läßt sich auf keine weiteren Erklärungen ein — und so muß er sich eben empfehlen.

Professor Günther öffnet ihm selbst die Thür. Denn die Mina — — ? Nach diesem Refüs — Die wäre im Stande, sich blutig zu rächen.

— — — — — — — — — — — —

Dann endlich kommt es zur Aussprache zwischen den Gatten. Frau Lili ist selig, daß sie das Geheimniß los wird, — nie, selbst nicht zum Maskenball will sie sich je wieder verkleiden.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Großes Aufsehen erregt in dem belgischen Dörfchen Templeuve die Entdeckung eines Silberschatzes. Der Pächter Eugen Braye, ein armer Teufel, der sich schlecht und recht durch's Leben schlägt, fiel auf einmal dadurch auf, daß er recht viel Geld in der Schenke zu lassen pflegte und stets in blanken Fünffrankstücken bezahlte. Die Polizei wurde aufmerksam. Braye wurde in's Verhör genommen und schließlich gestand er, beim Ackern auf seinem Felde einen Topf mit 1000 Fünffrankstücken aus der Zeit Louis Philippe's gefunden zu haben. Der Besitzer des Ackers beantragte nun, sofort seinen Theil an dem Funde, der nach belgischem Gesetze die Hälfte beträgt, ausbezahlt zu erhalten. Der 78jährige Vater Braye's klärte den räthselhaften Fund auf. Er hatte vor mehr als 60 Jahren einen Einbruch begangen und dabei die 5000 Thaler erbeutet. Um sich nicht zu verrathen, hatte er das Geld in einem Topfe auf seinem Acker vergraben, konnte jedoch später, als er von seinem Schatze Gebrauch machen wollte, die Stelle nicht mehr finden, an der der Topf vergraben war. Wahrscheinlich ist nun, daß das Geld den Erben des rechtmäßigen Eigenthümers, dem der alte Braye seinerzeit die Summe entwendet hat, zugestellt wird. Da das Verbrechen lange verjährt ist, hat der Alte seine Strafverfolgung nicht mehr zu fürchten.

Das Reinigungsbad.

Von dem vor Kurzem erst verstorbenen großen französischen Forscher Berthelot erzählt der Pariser „Gil Blas" folgende, mindestens gut erfundene Geschichte: Im Sommer des vorigen Jahres hielt sich Berthelot im Kreise seiner Verwandten auf, die in Bourgogne einen Landsitz haben. Am Tage der Ankunft des berühmten Gastes wurde ein großes Essen gegeben, dem die Spitzen der Gesellschaft zu Bourgogne beiwohnten. Man saß bei Tische, sich des prächtigen Mahles freuend, aller Augen ruhten auf Berthelot, der sich zunächst in sehr einsilbiger Weise an der Unterhaltung betheiligte. Der Gelehrte widmete zuletzt seine Aufmerksamkeit den Kirschen, die zum Dessert herumgereicht wurden, und gebrauchte hierbei die Vorsicht, die Früchte, bevor er sie zum Munde führte, eine nach der andern, in ein Glas, worin sich Wasser befand, zu tauchen. Trotz der Verwunderung seiner Tischgesellschaft setzte er unbekümmert die Reinigung der Kirschen fort und wurde endlich redselig, indem er einen richtigen Vortrag über die schreckliche Anzahl der Mitroben hielt, die an der Hautfläche einer jeden dieser Kirschen ihre Stammsitze errichtet hätten. Schließlich sagte er: „Sie sehen, man kann nicht genug Vorsicht walten lassen. Ahmen Sie, bitte sehr, meinem Beispiele nach und tauchen Sie Ihre Kirschen vor dem Genusse in Ihr Glas Wasser ein — gönnen Sie ihnen ein Reinigungsbad!" Nach Beendigung seines Vortrages versank der große Gelehrte in ein tiefes Grübeln — ergriff das Glas Wasser, in dem er die Mitroben seiner Kirschen aufgefangen und — leerte dessen Inhalt auf einen Zug.

„Ich sah drei Könige und zwei Königinnen," erzählt Herr Stead. Das ist was Rechtes! In jedem Kartenspiel sind vier von jeder Sorte.